

RÜCKZUG

Draußen vor der Stadt

Die Insel im Brandenburger Liepnitzsee ist die größte Sommerliebe der Berliner. Und jetzt, im Herbst, wird sie wieder verlassen – von den Städtern, die bei ihr das Glück gesucht haben

VON Sabine Magerl | 25. September 2003 - 14:00 Uhr

Es heißt, der Liepnitzsee sei entstanden, als ein Riese drei Schritte nördlich von Berlin nach Wandlitz tat, so geht jedenfalls die Sage, die sich bis heute hier gehalten hat. Für die Insel in seiner Mitte gibt es keine Erklärung, außer die so genannte Weichseleiszeit. Bis heute ranken sich die Legenden um See und Insel, die meisten allerdings aus der ganz jungen Erdgeschichte. Sie handeln von im Zweiten Weltkrieg versunkenen Flugzeugteilen, schwimmenden SED-Funktionären, vom Leben ohne Strom und Wasser oder von einem verrückten Ziegenbock, der Dauercamper aus ihren Zelten auf die Bäume jagte. Schon in den zwanziger Jahren kamen Anhänger der Freikörperkultur zum Baden auf die Insel, später dann, zu Zeiten der DDR, vermutete man dort nackte Mädchen und eine Lagune mit blauem Wasser, klarer und reiner als aus der Leitung.

In diesem See spiegeln sich Berlin und seine Träume. Vielleicht braucht jede Stadt ihre Utopie. Auf der Insel, die genau in der Mitte liegt, haben die Städter schon immer das gefunden, was sie gesucht haben, zumindest für einen Sommer. Erst wenn die Saison im Oktober zu Ende geht, die Zelte abgebrochen werden, versinkt das Paradies, das sich die Berliner hier jeden Sommer neu erschaffen, in seinen Winterschlaf. Doch manche bleiben noch etwas länger hier, bis das Eis kommt. Wie der Fährmann Dieter Heymann, der nun schon seit 20 Jahren die kleine Strecke vom Festland bei Ützdorf zur Insel fährt, mindestens einmal in der Stunde.

Leise treibt sein Schiff *Frieda* über das Wasser. Die meerfarbenen Augen des Fährmanns wandern über den See, als könnte plötzlich etwas Unerwartetes auftauchen. Aber nur Schlauchboote und Kanus umrunden die bewaldete Insel, die wie unbewohnt daliegt. Manchmal ist ein zaghaftes Platschen zu hören. Aufrecht steht er am Steuer, sein Blick geradeaus zur Insel gerichtet, ernst, als würde er das Kap der Guten Hoffnung bei Seegang umrunden.

Früher war Dieter Heymann Lastwagenfahrer. Bis er in den sechziger Jahren einmal zum Zelten kam. »Dann blieb ich auf der Insel hängen«, sagt der 69-Jährige. Er und seine Frau, die einst beim VEB Erholungswesen arbeitete, leben in einer Hütte aus Wellblech, Holz und Steinen – oft weit hinein in den Herbst. Er ist schon mit einem gebrochenen Arm und Zeh gefahren. Er war immer da, wenn jemand am anderen Ufer stand, der Fährmann zur Insel, die ohne ihn doch abgeschnitten wäre. Aber vielleicht ist es sein letztes Jahr. In seinem Alter sollte er auch einfach mal nur das Inselleben genießen, findet er. Über seinen Nachfolger mag er noch nicht sprechen.

Angekommen auf der Insel, es ist ein warmer Tag im Spätsommer, gabelt sich der Weg hinein in einen Laubwald. Am Ende der beiden Pfade soll es einen Strand geben, so geheimnisvoll und schön wie *The Beach* im gleichnamigen Film. Rätselhaft wirkt die Insel von Anfang an, was aber auch nur an dem Blick des Städters auf die Natur liegen kann. Ein Paar im gelben Schlauchboot versucht gerade verzweifelt, an einem Steg anzulegen, und schimpft etwas von alten Seilschaften, hier sei ja alles privat, Staatsterror wäre das, nur mit anderen Mitteln. Dem Mann fällt eine Brille ins Wasser, er taucht danach. Der kleine politische Einwurf ist schnell vergessen, wenn man beim Weitergehen auf den See blickt, der ganz unschuldig daliegt. Dann kommt ein altes Haus im Wald, das Insulanerklausen heißt und an diesem Tag Erdbeerkuchen im Angebot hat.

Der junge Besitzer Andreas Scharschmidt muss noch mal zur Fähre, die Buletten, die Knacker, die Getränke, die Gasflaschen für die Woche holen. »Sonst gibt es morgen nur heiße Luft mit Eiswürfeln«, ruft eine Kellnerin aus der Küche heraus. Und selbst Eiswürfel sind auf der Insel, auf der es weder Strom noch fließendes Wasser gibt, ein Problem. Was man hier mit Stolz erzählt, als sei die einfache Lebensweise auch eine Errungenschaft der Zivilisation. Wenn sein Stromaggregat ausfällt, wirft der ehemalige BWL-Student ein Modell aus dem Zweiten Weltkrieg an. »So ein Paradies macht Arbeit«, sagt er und blickt hinüber zu dem Hühnergehege, in dem eine alte Frau im Blumenkittel die Tiere füttert. Sie war die Erste, die hier Fassbrause und Gulaschsuppe verkaufte und das ganze Jahr auf der Insel lebte. Wie es dazu kam, klingt abermals wie eine der vielen Legenden (die übrigens Großer Werder heißt, eine kleine Übertreibung bei einer Fläche von nur 34 Hektar). Jedenfalls rettete der Großvater der Pionierin im Jahr 1864 dem Grafen von Redern das Leben, als der mit seinem Pferd im Sumpf versank. Aus Dankbarkeit überschrieb der Graf ihm die Insel samt brachliegendem Bauernhof zur Pacht.

Als die ersten Touristen in den zwanziger Jahren hierher kamen, schiffte man sie auf einem Floß herüber und verköstigte sie an einem Fensterladen. Die Landwirtschaft hatte auf dem sandigen Boden noch nie viel hergegeben, und die Zelte nahmen mit Beginn der dreißiger Jahren immer mehr Platz ein. Für 20 Ostmark konnte man sich dann zu DDR-Zeiten einen Platz fürs Jahr mieten, heute kostet es die fast hundert Dauercamper 400 Euro jährlich.

Betty kommt seit 40 Jahren hierher – manche verstehen das nicht

»Früher war es noch viel einfacher«, sagt eine ehemalige Krankenschwester aus dem Prenzlauer Berg, die hier nur Betty genannt wird. Seit 40 Jahren lebt sie jedes Wochenende und inzwischen den ganzen Sommer und Herbst auf dem Campingplatz. Anfangs sahen die Behausungen aus wie Hundehütten, und als Trinkwasser fing man den Morgentau auf der Plane ab. In kleinen Schlucken trinkt sie nun aus einem Glas Mineralwasser, der Kasten muss ja reichen, bis der Fährmann den nächsten bringt. Noch vor ein paar Jahren buddelte sie sich ein Erdloch, um die Lebensmittel aufzubewahren. Nun hat sie einen kleinen Kühlschrank ans Aggregat angeschlossen. »Man lief wie Adam und Eva herum«, das störte bei den paar Leuten niemanden. Sie schwärmt von den Vollmondnächten und

»den Eichhörnchen, die herumhopsten, als wären sie unter Drogen. Wir waren immer glücklich auf der Insel.«

Manchmal legt sie sich einfach auf den Steg und blickt ins klare Wasser. »Da kommt man ins Träumen, da war die Arbeit in der Stadt immer sehr weit weg.« Wenn sie anderen von ihrem Fluchtpunkt erzählt, dann verstehen viele nicht, was an diesem einfachen Leben so großartig sein soll. »Ein bisschen Idealismus braucht man hier schon.« Man habe sich, sagt sie, das Paradies erarbeitet.

Ein Specht hämmert, eine in ein Frotteetuch gewickelte Nachbarin schaut vorbei und erzählt gleich Inselmärchen. Der Sturm damals, als Bäume wie Streichhölzer umfielen, erinnerst du dich, Betty? Obwohl die Zelte mittlerweile kleinen Bungalows gleichen, hätte es sie fast weggeweht. Manche Dauercamper haben sogar Keller, die ahnen lassen, wie es bei ihnen zu Hause in Berlin oder in Brandenburg aussieht. »Doch, doch, die Leute hier sind alle auf dem Teppich«, sagt Betty. »Es geht quer durch alle Schichten, eine duftige Truppe.« Und wenn dann mal einer nicht mehr kommt, dann verlobt oft die nächste Generation der Inselkinder hier weiterhin ihre Abenteuerwochenenden. Man hat sich auf der Insel eingerichtet über die Jahre mit Sesseln, Bett, Küchenzeile, Hausrat. Und wenn die Dauercamper Anfang Oktober ihre Unterkünfte wieder abbrechen, dann sieht das aus, als würde ein Nomadenstamm weiterziehen.

Sobald die letzte Fähre am Abend um acht die Insel verlässt, wird es ruhig in dem Wäldchen und an den Stegen. Abgeschnitten von der Welt, treibt die Insel in die Dämmerung hinein. Nun beginnen die Fische zu hüpfen, und auf den Wegen grüßt man sich mit Vornamen. Die Tagesausflügler sind schon wieder auf dem Weg in die Stadt, vielleicht erzählen sie dort noch von ihrem Trip in die Natur, wo jetzt nur noch die Insekten zu hören sind. Wenn man sich dann später selbst in sein kleines Zelt legt, in einer in Sternenlicht getauchten Landschaft, dann scheinen die ganzen Mythen wahr, die die Eingeborenen von ihrer Vergangenheit erzählen.

In der Abenddämmerung hatte sich noch eine kleine Runde bei einem Dauercamper eingefunden, der früher bei der NVA die Kampftaucher ausgebildet hat. Dieter heißt mit Nachnamen, passend zur Insellage (und zum beginnenden Wochenende), Freitag. Am Eingang zu seinem Zelt stehen orangefarbene Sauerstoffflaschen aus Armeebeständen, die einen an James Bond denken lassen. Es gibt Käsebrötchen und Kümmerling-Fläschchen, denn die kann man leichter vom Festland herübertransportieren als Weinflaschen. Und wieder gibt es Geschichten: von Schlingpflanzen, bunt wie Seesterne, und einem Wildschwein, das mit der Fähre an Land fuhr. Und weißt du noch: die Faltboote von Walter Ulbricht. Das heutige Waldbad am festen Ufer des Liepnitzsees war früher Regierungsgelände. Mit Maschinengewehren wurden die badenden Parteigenossen aus der nahen Waldsiedlung Wandlitz und plantschende Diplomatenkinder bewacht. Irgendwann haben die Männer vom Sicherheitsdienst, die auch gern ein Motorboot gehabt hätten, behauptet, der Fährmann hätte mit seinem Boot jemanden überfahren, auch so eine erfundene Geschichte.

Anruf am Traumstrand: »Ich bin im Paradies. Und du?«

Am nächsten Morgen wacht man mit Inselgefühl auf, schüttelt die Ameisen aus der Kleidung, wäscht sich im See das Gesicht und nimmt ein Frühstück in der Insulanerklause, in der es Buletten mit Kartoffelsalat oder Kartoffelsalat mit Knackern oder Knacker mit Gurkensalat gibt. Bevor die ersten Tagesausflügler mit der Fähre ankommen, wandert man bis ans westliche Ende der Insel. Wie es wohl wäre, hier allein zu sein? Wie lange kann man sich eigentlich von Beeren ernähren? Wann würde der Inselkoller einen anfallen wie eine Wespe, sodass man mit wilden Sprüngen über die Insel hetzt? Oder würde man jeden Ankömmling mit wüsten Geschichten verschrecken? Egal. Denn nun öffnet am Ende der Insel sich der Wald wie ein Vorhang theatralisch zum Sandstrand, von dem sie in Berlin alle träumen.

Ein junger Mann sitzt im seichten Wasser mit einer Kette aus Algen um den Hals und blättert versonnen in einer Musikzeitschrift. Noch ist er allein. Bald werden die Menschen kommen, die man sonst in Berlin-Mitte oder am Prenzlauer Berg trifft. Im Hochsommer werden hier gern verblichene Retro-Bikinis getragen und teure Sonnenbrillen, aber auch die Osttradition des FKK durchsetzt die Strandszene. An einem Tarzanseil, mit dem man über den See schwingen kann, hat sich ein Warteschlange gebildet. Woher die ganzen Menschen kommen, erklärt ein Blick auf den See. Auf Luftmatratzen und in Schlauchbooten rudern sie vom Festland her, die Berliner mit ihrer langen Inselerfahrung. Manche ziehen Planschbecken mit ihren Freizeitutensilien hinter sich. Andere haben ihr Zeug in Müllsäcke gepackt, die sie aufgeblasen vor sich herschieben. Solange das Wasser warm genug ist, schwimmen auch einige einfach zur Insel, um für einen Nachmittag abgeschnitten zu sein, das Inselgefühl zu spüren. »Wir können nicht mehr in See stechen«, sagt eine junge Frau zu ihrem Freund. »Unser Boot hat ein Loch, jetzt müssen wir sehen, wie wir anders wieder wegkommen.« Und dann klingelt ihr Handy, und was auch immer der Anrufer gefragt haben mag, ihre Antwort ist: »Im Paradies. Und du?«